



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 65.

Freitag, 18. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(14. Fortsetzung.)

Roman von E. Fischer-Marlgraff.

(Nachdruck verboten.)

Er hielt sein Kind fest auf dem linken Arm, und während er ihre feinen Finger einen Augenblick festhielt, ruhte der Blick seiner ruhigen Augen gedankenverloren auf ihrem garten Gesicht.

„Nein, daß Sie so reizend aussehen können . . .“, sagte er, wie an einer langen Gedankenreihe spinnend.

Sie hatte ihm jäh errötend ihre Hand entzogen.

Wieder bog sich der Kopf mit den schweren Haarmassen wie in starrer Zurückweisung in den Nacken, die schmalen, schöngeschwungenen Lippen lagen fest aufeinander, als biß sich die Zähne dahinter zusammen, als sie sich mit einer schnellen Bewegung zum Gehen wandte.

„Ich muß nach Hause“, das klang, als würde ihr das Sprechen schwer. „Leben Sie wohl!“ Sie neigte vornehm gegen ihn den Kopf. Das Kindchen auf seinem Arm hatte sie wie geflüstert, keines Blickes mehr gewürdigt.

Er war mit seinem raschen, weitausholenden Gang zur Eingangspforte des Hauses hinübergeschritten: „Madame!“ schrie er in das Dämmer des Flurs hinein, daß es von der Wölbung widerdröhnte.

Mechthildis hatte, ohne sich umzublicken, eilig den nur mäßig großen Wiesenplatz vor dem Hause überquert und tauchte mit einer ihr selbst rätselhaften Erleichterung in dem Dunkel des nächsten Waldweges unter. Da war er schon an ihrer Seite.

„Sie gestatten, daß ich Sie begleite? — Im übrigen,“ unterbrach er sich, „hatte ich versäumt, mich vorzustellen. Ich bitte deshalb untertänigst um Verzeihung. — von Reichwange.“

Er neigte das stattliche Haupt mit dem aufstrebenden, buschigen Haar ritterlich vor der jungen Dame an seiner Seite.

„. . . und nun weiß ich auch, wer Sie sind,“ fuhr er heiter fort, und dies ungeschminkte „Sie“ traf Mechthildis' Selbstgefühl wieder wie eine Tat der wohlüberlegten Bosheit.

„Mein Gott, was für Müpel waren unter der heutigen Herrenwelt. Was für ein feinabgestimmter, man hätte sagen können veredelter Ton herrschte in der Umgebung ihres heimgegangenen Vaters, dieses echten Aristokraten vom alten Schlag.“

Während sie noch in einer Art selbstlastender Grämlichkeit darüber grübelte, hörte sie schon wieder seine markige Stimme an ihrem Ohr. Die Worte drangen ihr, fast wider Willen, in das Bewußtsein.

„. . . nicht wahr, Sie sind Fräulein von Massenbach? Die Schwester meines alten Freundes Aribert?“

Jetzt hob sie doch den Kopf und ein fähler, beinahe eifriger Blick streifte sein vergnügtes Gesicht. „Woher wissen Sie?“

„Ach, das ist doch nicht gar zu schwer,“ lachte er dagegen, „hier, und hier,“ er zeigte ungeniert auf Mund, Stirn und Augen, „da ist solch ein Massenbachscher Zug. Neulich wurde das durch die Brille verdeckt, und . . .“ Er schluckte ein paarmal, „aber wenn Sie dann hier so angegangen kommen, auf landesherrlichem Boden . . .“

„Landesherrlichem?“ machte sie und ein paar erschreckte Augen blickten unter langen Wimpern hervor zu ihm auf,

„landesherrlicher?“ wiederholte sie gedehnt, als stände sie vor etwas Unfassbarem.

Er sah mit ehrlichem Erstaunen auf sie herab. „Ja, wußten Sie denn nicht . . .?“

„Was denn?“ Es lag etwas Fieberndes in den wenigen Worten. Ihr Gesicht war freideblau, die Züge wie erstarrt.

„Nun, daß Ihr Bruder den Wald an den Landesfürsten verkauft hat? Nur bis an den Kreuzweg, das Stückchen dicht hinter dem Park gehört noch zu Unverzagt“, vollendete er beruhigend.

Und als er den unglaublich staunenden, fast entsetzten Blick der hellen Augen auf sich gerichtet sah, setzte er etwas ärgerlich hinzu: „Für den Betrag hat der Bertel ein gut Stück Ackerboden von dem Gräzer, dem Herrn von Döddin, gekauft. Die Ede schloß gerade in seinen Besitz, und so konnte er die Schläge viel vorteilhafter einteilen — ich meine Ihr Bruder.“

„Es hat alles seine zwei Seiten im Leben“, setzte er gutmütig tröstend hinzu, als sie noch immer, ohne zu antworten, wie unter der Wucht eines unerwarteten Schlages, mit tief gesenktem Kopf neben ihm herschritt. „Den Wald zu bearbeiten, ihn richtig zu bewirtschaften, daß er die darauf verwendeten Kosten wieder einbringt, dazu gehört viel Geld, und —“

„Aber ist denn der materielle Vorteil das allein Maßgebende im Leben?“ brach es bitter und unaufhaltsam von ihren Lippen.

Er strich gedankenvoll mit der Linken über den krausen Vorkopf und überdachte, was er ihr als Antwort sagen könnte. Denn das hatte er nun schon heraus, daß es seiner geraden, etwas ungelenten Art schwer fiel, nicht bei ihr „ins Fettaßchen zu treten“ wie er es bei sich nannte.

„Nun,“ meinte er endlich, und glaubte selbst nicht an das, was er sagte: „Wie Seine Excellenz in Weimar sagt“: „Am Golde hängt, nach Golde drängt . . .“

Dabei sah er im Didicht einen abgesägten Fichtenast, ärgerte sich über das freche Gesindel, das bis dicht an die Oberförsterei fahlen kam, und über seinen Gehilfen, der wahrscheinlich wieder einmal auf irgendeinem Stein gefessen hatte und Gedichte verbrochen, statt das Revier abzupatrouillieren. — „Na, wartet, ihr Kanakillen!“ — und überfah dabei den Zug unsäglicher Verachtung, der Mechthildis' Mundwinkel abwärts bog.

Sie rang augenscheinlich mit sich, ob sie dem, was in ihr kämpfte und garte, Worte leihen sollte, man sah es an der heftig wogenden Brust, dem nervösen Zucken der blonden Brauen.

Fast hatte schon die scheue Verschlossenheit, die ihr in den Jahren der Einsamkeit zur zweiten Natur geworden war, die Oberhand gewonnen, da brach es doch, ganz wider ihren Willen über ihre Lippen: „Auf Unverzagt wird heute scheint's alles zu Geld gemacht.“

Der Mann neben ihr pfiß einen Augenblick leise, fast unhörbar durch die Zähne, und während sein seitwärts niedergleitender Blick gleichsam aufklärend über die geschmeidige Gestalt seiner Begleiterin hinstreifte, fühlte er plötzlich eine fast elementare Abneigung, die ihm würgend die Kehle zuschnürte, in sich aufsteigen gegen die Frau, die

da so weiblich anmutig, so schwebend leicht neben ihm herschritt und dabei kalten Herzens, in einer zugeknöpften, weitabgewandten Eigenfucht achlos über das Leid der ihr Zunächststehenden hinwegglitt.

Und wenn irgend etwas geeignet sein konnte, seine Hochachtung für die Familie zu befestigen, die in nimmermüdem Schaffen, in heißem, unausgesetztem Ringen sich den Erhalt der heimatischen Scholle zu erkämpfen suchte, so war es, daß sie dieser da, die die allein Besitzende der Massenbachs war, augenscheinlich nie mit einer Bitte um pekuniäre Unterstützung gekommen waren.

Wer Augen und Ohren für die Dinge dieser Welt hatte, dem konnte es schon nach einem Aufenthalt von wenig Stunden nicht verborgen bleiben, wie hart sie allesamt fronten und doch hoffnungsmutig und froh blieben in diesem Kampf ohne Ende. — Denn . . .

„Prächtige Leute!“

Der Forstmann fühlte, wie es ihm heiß in der Brust heraufstieg, und beinahe hätte er in stiller Hochachtung den Hut abgenommen.

Dann fiel ihm ein, daß die Dame da — wieder fühlte er, wie es ihm drückend die Kehle zusammenwürgte, sein sonst so ruhiges heiteres Gesicht war wie in finstere Schatten gehüllt — daß die Dame auf eine Antwort betreffs ihrer letzten Auslassung warten möchte.

Am liebsten würde er ihr recht grob, so frisch von der Leber weg erwidern haben, wie es einem Weidmann geziemt. Aber dann überlegte er, daß seinem Freunde wohl wenig damit gedient wäre.

Denn. — „Aha, nun fiel ihm ein. Ja, ja, da hatte er leztlich etwas lauten hören. Diesmal wollten sie denn doch versuchen, der hochgemuten Egoistin da an den festverschlossenen Beutel zu gehen. Aber natürlich, wie immer nicht für sich, für das liebe, kleine Ding, die Traute, damit sie ihrem geliebten Knud an den Traualtar folgen konnte.“

„Na, Glück zu, alter Freund. Ich beneide dich nicht um die Aufgabe.“

„Bei einem so großen Besitz?“

Und um Artribert nicht in den „Kram zu pfeuschen“, sagte er nichts als: „Der Kampf ums Dasein ist für den Landwirt heute sehr schwer.“

Der stattliche Mann hatte für eines Augenblickes Dauer die unritterliche Anwandlung, das geschmeidige Weibchen da, dessen zarte Lippen so schneidend kalte, messerscharfe Worte sprechen konnten, am Arm zu fassen und tüchtig zu schütteln.

Aber mit Gedankenschnelle überwand er die aufquellende Empfindung, der er sich von Herzen schämte, und um nicht wieder der Versuchung zu so unritterlichem Tun ausgesetzt zu sein, sprang er so eilig von dem gefährlichen Thema zu einem harmloseren über.

„Sie haben meinem armen Kindchen Freundliches erwiesen . . .“

Mechtildis war jetzt wieder vom Scheitel bis zur Sohle die Aristokratin vom alten Schlag, die sich mit einem unsichtbaren Panzer gegen die Welt und ihr Andrängen abschloß.

„Oh — das Kindchen weinte so sehr. Ich liebe Kinder sonst gar nicht . . .“

Der Forstmeister nickte bestätigend vor sich hin: „Natürlich. Glaubte er. Wie konnte es auch anders sein?“

Laut sagte er: „Meine kleine Leonie ist bereits im vierten Jahr, aber im Wachstum wie in der geistigen Bewegungsfreiheit sehr gehemmt. Die Ärzte sagen, sie sei rachitisch . . .“

Nun wandte sie, doch ein wenig interessiert, das feine Gesicht ihm zu: „Aber ist das nicht sehr schlimm?“

Er neigte zustimmend den Kopf: „Es ist keine richtige Krankheit und doch eine Krankheit. Die ganze Entwicklung, wie ich sagte, schwer gehemmt.“

Mechtildis fühlte in diesem Augenblick wiederum mit fröstelndem Erschauern die Schwere des warmen Kinderarmchens auf ihrem Nacken, hörte das tiefe, stammelnde Stimmchen an ihrem Ohr: „Mammi!“

Wider Willen gefesselt und doch in tiefstem Herzen ungehalten darüber, ließ sie sich zu einer weiteren Frage herbei: „Und haben Sie keine Ärzte gefragt?“

„Ach doch.“

„Und . . .?“ Es klang atemlos, das eine Wort, und in

den Augen, die auf den stattlichen Mann gerichtet waren, lag eine ängstliche Teilnahme, eine erwartungsvolle, ihr selbst unbegreifliche Spannung.

Der Forstmeister zuckte wie verloren die Achseln: „Pflage sagen sie. Salzbad, Hafersuppen — du lieber Gott . . .“

Und als sie ihn verständnislos anblickte, sagte er kurz: „Meine beiden Kinder — ich habe noch einen Jungen von sieben Jahren — verloren vor anderthalb Jahren die Mutter . . .“

Er verstummte für einen Moment, wie schwankend zwischen hervorbrechendem Mitteilungsbedürfnis und der vorsichtigen Zurückhaltung eines Mannes, der gewöhnt ist, nur Fremde um sich zu haben. Sollte er vor der gänzlich Unbekannten da all sein Elend austräumen? Die trostlosen Jahre einer Ehe an der Seite einer pflichtvergessenen, vergnügungstollen Frau, die sich für alles in der Welt mehr interessierte als für Mann und Kinder? Daß seine Kinder zu Lebzeiten der Mutter der Pflege mehr entbehrten, als in der Hand von fremden, bezahlten Kräften?

Hatte sie ein Anrecht daran, die ihm vor wenig Stunden noch ein gänzlich fernstehender, wildfremder Mensch gewesen?

„Ich habe eine Hausdame, ein herzenswarmer, pflichttreuer und unendlich arbeitssamer Mensch. Aber wenn sie sich nur ansieht vom Stuhle aufzustehen, bin ich zehnmal zum Hause hinaus,“ sagte er kurz abschließend, und mit den wenigen Worten die gegebene Situation klar beleuchtend.

Dann hob er die Hand an den Jägerhut, und ihn über den hochanstrebenden Haarwald lüftend, verbeugte er sich abschiednehmend.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn Engel reisen.

Von Wolfgang Kemter.

Max Köllner hatte scharfe Augen und — unheimliches Glück. Wie es Sonntagskinder immer haben. Schon auf dem Bahnsteig in Zürich waren ihm die zwei eleganten Gestalten aufgefallen. Und als er erst die Gesichter dieser blonden Schönheiten sah, da war sein Urteil auch schon fertig: Zwei Engel in Menschengestalt.

Zweifellos Schwestern, sogar Zwillingsschwestern; so glichen sie sich nämlich. Max Köllner war verwöhnt, denn das Leben hatte ihn auf die Sonnenseite gestellt. Aber angesichts dieser feenhaften Erscheinungen verblaßten alle seine Erinnerungen, und waren sie noch so schön. Diese königliche Haltung, diese herrliche, alabasterweiße Haut, die fast klassisch schönen, stolzen Züge, diese Augen, rein und seelenvoll. Max Köllner war im Zeitraum von fünf Minuten vollkommen verzaubert. Er fühlte sich im Paradies, wo die Engel wandeln, und ließ die Zwei nicht mehr aus den Augen.

Er hatte Glück, wie immer. Er war der einzige, der es bemerkte, daß sich vom Handgelenk des einen Engel ein silbernes Täschchen löste und zu Boden fiel.

Bevor es die Dame selbst gewahr wurde, hatte es Max Köllner aufgehoben; mit einer Verbeugung überreichte er den Gegenstand seiner Besitzerin.

„Oh, ich danke Ihnen, mein Herr, Sie sind sehr liebenswürdig!“

Signale ertönten.

„Gut, unser Zug!“

„Die Damen fahren auch mit dem Münchener Schnellzug?“

„Gewiß!“

„Dann gestatten Sie, daß ich Ihnen behilflich bin. Ich will nämlich auch nach Bayerns Hauptstadt.“

„Wie nett. Wenn Sie so freundlich sind!“

Wenig später saßen sie alle drei in einem Abteil zweiter Klasse ganz allein.

Für solche Vagen war Max Köllner der rechte Mann. Er kannte alle die Orte, wo die große Welt verkehrte, er kannte die neuesten Moden und die modernsten Sports. Er sprach wie ein Buch, und in kurzer Zeit war die lebhafteste Unterhaltung im Gange. Max Köllner war bald im Bilde. Ely und Hortense waren tatsächlich Zwillingsschwestern und die Töchter eines Prager Fabrikanten. Sie kamen aus Paris und wollten auf der Heimfahrt noch eine Tante besuchen, die am Tegernsee ein Landhaus hatte.

Wunderbare Fügung. Auch Max Köllner wollte noch zwei Wochen am Tegernsee segeln.

„Herrlich!“, riefen Ely und Hortense zugleich, „nehmen Sie uns mit?“

„Mit tausend Freuden, meine Damen. Meine Nacht hat noch keine solchen Gäste gehabt.“

„Sie Schmeichler! Aber wirklich, ich freue mich wie ein Kind. Hortense, denke dir, segeln. Das war doch schon lange unsere Sehnsucht.“

Max Köllner mußte von seinen Segelfahrten, von seinen Siegen in Regatten und heiteren Zwischenfällen erzählen, die oft mit einem unfreiwilligen Bade endeten. Ells und Hortense lachten. Melodisch, silberhell.

Max Köllner unterhielt sich — wie man sich eben mit Engeln unterhält. Herrlich, reizend, einzig.

Winterthur war vorüber, der Zug näherte sich St. Gallen. Da hatte Ells eine Idee.

„St. Gallen soll eine hübsche Stadt sein. Hortense, wir könnten da unsere Fahrt für einen Tag unterbrechen.“

Hortense war gleich bereit. Ein fragender Blick aus zwei braunen Augenpaaren traf Max Köllner.

Wenn die Damen gestatten, bin ich gerne mit von der Partie.“

„Reizend!“ riefen die beiden Engel.

Ein Tag in St. Gallen. Die drei Reisenden, vor Stunden vom Schicksal zusammengeführt, die sich nun schon kannten, als wären sie sich nie fremd gewesen, flogen in der „Walhalla“ ab. Belahen sich die Stadt, spazierten auf den Rosenbergs, und Max Köllner zählte diese Stunden zu den schönsten seines an solchen nicht armen Lebens.

In den Auslagen der herrlichen Geschäfte wunderschöne Sachen und Säckelchen. Ells und Hortense waren entzückt. Sie wollten Mama und Tante noch etwas mitnehmen.

Aber, o weh! Die beiden Damen hatten sich von zu Hause Geld an den Tegersee schicken lassen. Bis dahin hätte ihr Vorrat noch gereicht, wenn...

Max Köllner hat erfreut, seine Börse zur Verfügung stellen zu dürfen. Die Engel dankten und kauften. Eine Kleinigkeit benötigten sie, nur tausend Schweizer Franken. Dann war das St. Gallener Programm erledigt, nachdem man am Abend noch ein Konzert mit Tanz besuchte. Es wurde etwas spät. Max Köllner staunte, wie die beiden Schönen den Sell liebten und — vertrugen.

Am Morgen aber waren beide frisch und munter. Da hatte Ells wieder eine Idee. Sie schlug vor, mit dem Zuge nur bis Korschach zu fahren, von dort aber mit dem Dampfer nach Lindau hinüber. Der Vorschlag fand begeisterten Anklang. Das Wetter war schön, eine Fahrt auf dem Bodensee versprach eine reizende Abwechslung zu werden.

Als das Kleeblatt nach Korschach kam, gestanden Ells und Hortense ihrem Begleiter, daß das Fahrtunterbrechen in St. Gallen noch einen anderen Zweck gehabt hätte. Seit Paris folge ihnen nämlich wie ihr Schatten ein fader Gesd, der wiederholt die unmöglichen Gelegenheiten, bekannt zu werden, benützen habe wollen. Trotzdem lie ihn in der gründlichsten Weise abfallen lassen, wiederholte er seine Versuche immer wieder in der lästigsten Weise. Nun fuhr der Affe abnungslos über die Grenze, sie aber waren ihn los.

Die beiden Engel lachten klingend auf, als sie sich das blöde, verdunkelte Gesicht jenes Mannes vorstellten, wenn er sie in Lindau nicht mehr im Zuge fände.

Der Salondampfer stand bereit. Max Köllner und die beiden Damen stiegen ein. Das Schwäbische Meer zeigte sich in vollstem Glanze. Zahlreiche Möwen folgten dem mit sommerfrohen Menschen voll besetzten Schiffe. Die Sonne schien vom wolkenlosen Himmel; es war ein herrlicher Tag.

Wenn bald Ells, bald Hortense ihre schlanken Hände auf Max Köllners Arm legten und ihn nach diesem Berge oder jener Stadt fragten, die sich rings um den See zeigten, dann ging es jedesmal wie ein elektrischer Funke durch ihn. Die Nähe dieser beiden holden Geschöpfe erregte den sonst so ruhigen Mann in nie gekannter Weise. Hatte seine Stunde endlich geschlagen? Aber dann, welche?

Er wollte nicht denken; die Antwort, die Entscheidung war zu schwer. Am liebsten beide, aber das überließ er den Tagen am Starnberger See.

Das Schweizer Ufer schrumpfte mählich zusammen, der Dampfer strebte in rascher Fahrt der Inselstadt Lindau zu. Wenig später fuhr das Schiff langsam zwischen Leuchtturm und Böwen in den Hafen ein und legte am Zolltai an. Im Gedränge des Aussteigens, des „Aus-dem-Schiffe-Gehens“, wurde Max Köllner von seinen Damen getrennt. Sie waren weit vor ihm. Er sah noch die beiden weithin leuchtenden, weißen Hüte in das Zollgebäude, wo die Gepäckrevision stattfand, verschwinden, da war er erst am Laufsteig.

Als Max Köllner endlich aus der Zollhalle auf den freien Platz vor dem Bahnhofsgebäude trat, da war er herb enttäuscht, die beiden Engel nicht seiner wartend zu finden. Hatten sie gleich einen Träger genommen und waren in den „Bayerischen Hof“ hinüber gegangen, um dort, wie ausgemacht, Zimmer zu besetzen. Vielleicht für ihn auch.

Max Köllner schritt also über den Platz zu dem nahen Hotel hinüber. Es fiel ihm auf, daß die beiden Damen auch dort im Vestibül nicht warteten. Er wandte sich an den

Portier. Ob nicht jedoch zwei junge, elegante Damen im hellen Sommermänteln und weißen Hüten angekommen seien? Der Portier verneinte. Jetzt kannte sich Max Köllner nicht mehr aus. Was hatte das zu bedeuten? Wer löste ihm dieses Rätsel?

Max Köllner ließ das Gepäck auf ein Zimmer tragen und spazierte dann vor dem Hotel auf und ab. Die Damen hatten vielleicht noch einen Gang in die Stadt gemacht, sie mußten ja kommen.

Es verging eine, es vergingen zwei Stunden. Max Köllner wartete vergebens. Neue Schiffe kamen, luden ab; es wimmelte von Reisenden aus allen Ländern, die beiden Engel waren nicht darunter, waren spurlos verschwunden.

Endlich nahm sich der junge Mann ein Herz und ging ins Zollbureau hinüber, wo er die Spur verloren hatte. Er wandte sich an einen Beamten und fragte nach den beiden Damen. Der Beamte sah ihn scharf und durchdringend an, dann bat er, ihm in ein Nebenzimmer zu folgen. Dort war eine Reihe von Zollbeamten anwesend. Der Führer sprach ein paar Worte mit einem älteren Herrn, der sich dann an Max Köllner wandte.

„Sie kennen die beiden Damen?“

„Noch nicht lange allerdings, erst seit Zürich. Eine Reisebekanntschaft, der ich angenehme Stunden verdanke. Die Damen, Töchter eines Prager Fabrikanten, kamen aus Paris. In Zürich stiegen wir in dasselbe Abteil ein, dann kamen wir, wie es so geht, ins Gespräch und unterhielten uns vorzüglich.“

Der Herr fragte weiter. Max Köllner wurde stüblich. Diese Fragen glühten verzweifelt einem hochnotpeinlichen Verhör. Da zog er seinen Paß heraus und legitimierte sich. Der alte Herr wurde freundlicher.

„Gibt Ihnen nichts, mein Herr?“ fragte er.

„Mir fehlen, ich verstehe nicht!“

„Ich meine Ihr, Reite, andere Schmuckachen oder Geld.“

Max Köllner verneinte, doch haßt, in St. Gallen das kleine Darlehen von tausend Franken.

Der alte Herr lächelte leise. „Dachte es mir, ob das so ganz ohne abgegangen sei. Es ist auch nicht gerade wenig, trotzdem sind Sie gut weggekommen. Danken Sie uns also, daß wir Sie von dieser anscheinend so reizenden Reisebekanntschaft befreien, es wäre sonst vielleicht eine noch üblere Erinnerung zurückgeblieben. Was die Damen sind? Die haben wir in sicheren Gewahrsam verbracht und sie für einige Zeit unschädlich gemacht. Sie sind nämlich nicht nur die berühmtesten Kofainschmugglerinnen, die wir schon lange suchen, sondern auch Hochstaplerinnen und Taschendiebsinnen, für die sich eine ganze Anzahl von Gerichten interessiert. Heute sind es Fabrikantentöchter, morgen Komtessen, dann wieder Studentinnen und so weiter, wie es ihnen eben paßt.“

Max Köllner stand draußen am See und sah über die blaue Weite ans Schweizer Ufer hinüber, von wo er gekommen war. Mit den beiden Engeln. Anscheinend so unschuldig, so rein und doch alles Lug und Trug.

Um tausend Franken ärmer, um eine Erfahrung reicher, trotzdem, das Geld ließ sich verschmerzen, die beschmutzte Erinnerung tat weh.

Max Köllner holte sein Gepäck im Hotel und fuhr mit dem nächsten Zuge ab. In einem Abteil sah eine hübsche, junge Dame allein. Max Köllner tat, was er sonst nie getan hätte, er flüchtete ins nächste, fast vollbesetzte.

Er hatte genug von reisenden Engeln.

Hygiene und Heilkunde

Vom Arzneischatz der Natur. Noch vor Beginn unserer Zeitrechnung hat sich der Mensch Kräuter- und Pflanzenheile gegen die verschiedensten körperlichen Gebrechen und Leiden zunutze gemacht und der Ruß, den viele Kräuter auf Grund von Erfahrungen und Beobachtungen im Laufe der Jahrhunderte als Hausmittel erlangt haben, hat sich durch stete Überlieferung bis heutigen Tags erhalten. Nur hat freilich die moderne Medizin mit vielem aufgeräumt, was früher in hohen Ehren stand, es soll auch nicht gesagt sein, daß die Erzeugnisse unserer pharmazeutischen Industrie heute noch entbehrt werden könnten, aber man braucht darüber das, was sich durch Jahrtausende bewährt hat, nicht zu vergessen. Vor allem ist den Kräutertees zugute zu halten, daß sie, in üblichen Mengen genossen, sehr wohl nützen, aber nicht schaden können. Da inzwischen auch die Wissenschaft für die Heilwirkung vieler Pflanzen eine Erklärung gefunden hat, wenden diesen auch die Ärzte wieder mehr und mehr Aufmerksamkeit zu und begünstigen ihre Anwendung. Um diese begrüßenswerte Bewegung zu unterstützen, veranstalten die Fachdozenten in der Zeit vom 14. bis 21. März eine Kräuterwoche, in der sie eine Auswahl mehr oder weniger bekannter Kräuter mit kurzen Erklärungen in ihren Fenstern zur Schau stellen.

* „Goethe und das Handwerk.“ Sein Verhältnis zum werktätigen Volk und zur handwerklich-künstlerischen Erziehung. Von Schulrat R. Nutbeus. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Es ist stets ein beglückendes Gefühl, Goethes Lebensreichtum, diese einzigartige Erscheinung in der deutschen Geistesgeschichte, von einer neuen Seite kennenzulernen. Auch das vorliegende Werk ist ein erneutes Zeugnis für die beispiellose Aufnahmefähigkeit und das unerfättliche Bedürfnis Goethes, Welt und Leben in sich einzufangen, für seine eigene Bildung fruchtbar zu machen und durch ein fast unbegrenztes schöpferisches Gestaltungsvermögen Bildungsgut in Fülle auszusüßten. Unter dem werktätigen Volk, das für Goethe während seines langen Lebens eine unausschöpfliche Quelle der Beobachtung und Anregung war, stand ihm der Handwerker am nächsten, wohl weil ihm selbst die technische Begabung angeboren war. Der Straburger Student mißt das alte, baufällig gewordene Pfarrhaus in Selenheim aus und legt dem Pfarrherrn einen technisch richtigen Riß für einen Umbau vor, der Weimarer Minister leitet den Bau des römischen Hauses im Park zu Weimar und des Theaters in Pauchstadt, er entwirft einen Lageplan zur Stadterweiterung Weimars und ist bei dem Neubau des Schlosses die treibende Kraft. Er besucht den Tischler an seiner Hobelbank, den Töpfer hinter seiner Scheibe, den Buchbinder an der Heftlade, den Bronze-gießer am Schmelzofen. Er sieht im Handwerk die Verwirklichung innerer, rein menschlicher Werte. Der ganze reiche pädagogische Ideengehalt von Wilhelm Meisters Wanderjahren wird in dem vorliegenden Werk ausgeschöpft. Damit aber greift die Arbeit unmittelbar in die Erziehungsprobleme unserer Tage.

= „Beethoven.“ Von Max Steiniger. Als neueste Nummer 1180—81 der Reclam'schen Universal-Bibliothek, Leipzig, erschien diese empfehlenswerte Musikerbiographie, die gerade rechtzeitig zur 100. Wiederkehr von Beethovens Todestag erschien. Aber auch über diesen Zeitpunkt hinaus wird das Büchlein geeignet sein, das Verständnis für die Schöpfungen des Großen Tonmeisters in weitesten Volkstreifen zu erschließen und zu vertiefen.

= Romain Rolland: „L. van Beethoven“, diese berühmte Schrift des französischen Autors, die zuerst 1903 in Paris erschien und alsbald auch in Deutschland Aufsehen erregte, liegt jetzt in einer neuen deutschen Ausgabe, 50.—60. Tausend, vor, und wird, als ein ergreifendes Seelenbildnis Beethovens, zur 100jährigen Gedenkfeier seines Todes allseitigem Interesse begegnen. (Rotapfel-Verlag, Leipzig.)

= „Die Quintessenz des Gesangsunterrichts“, ein Brevier für Gesangsbegeisterte von Curt Hoche, Gesangsmeister in Wiesbaden. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf., Stuttgart.) Auf diese bereits vor 15 Jahren erschienene Schrift ist ihrerzeit schon aufmerksam gemacht worden und zwar bei Gelegenheit des ersten Konzerts, welches der verstorbene Harry de Garmo hier gab: er war als Schüler des Herrn Hoche angekündigt. Solch ein guter Sänger ist natürlich immer das beste Beweismaterial für eine gute Methode, ist sozusagen die Quintessenz des Kunstgesangsunterrichts. Es sei nur hinzugefügt, daß C. Hoche in seiner Schrift hauptsächlich auf Wesen und Bedeutung der Tonbildung eingeht: diesen Kernpunkt der Gesangstechnik sucht er in allgemeinfaßlicher Weise darzustellen, und so steht zu hoffen, daß sein Werkchen — trotzdem, oder vielleicht gerade weil es nicht Anspruch auf absolut neue Gedanken erhebt und etwa eine alleinstellmachende Hoche-Methode verkünden will — in weitesten Kreisen für die wichtigsten Fragen der Gesangstechnik Verständnis erwecken wird.

* „Am Sonnenbühl.“ Lustig-nachdenkliche Geschichten v. Schröngamer-Heimdal. (Heimatbücher-Verlag Müller u. Königer, München.) Wir finden bei Schröngamer jene heute so selten gewordene humorvolle Beschaulichkeit, die alle menschliche Unzulänglichkeit in einem befreienden Lächeln oder Lachen erden läßt und fast immer unsere Sympathie und Zustimmung zu gewinnen imstande ist. Bald durch Aufzeigen der manchmal recht grotesken Züge des menschlichen Schicksals wie im „Perpetuum mobile“ oder im „Brachvollen Dialekt“, dann durch eine nette, nicht verletzende Schelmerei wie bei der „Koktur“, „Osterwallfahrt“ u. a. oder durch sanfte Verurteilung ausgearteten Brauchs, wie z. B. beim „Furuntel“. Bei allen seinen Bestrebungen, den Leser zu beschaulicher Heiterkeit oder herzhaftem Lachen

zu bringen, wird Schröngamer meisterlich unterstützt durch Roeselers schnurrige Zeichnungen.

* E. S. Hüll: „Der Scheich“, Roman. Deutsche Bearbeitung von Martin Proskauer. (Verlag Ernst Reil's Nachfolger [August Scherl] G. m. b. H., Berlin SW. 68.) Mit 8 Illustrationen nach Szenen aus dem Valentino-Film „Der Sohn des Scheich“. Mit diesem Roman hat es seine besondere Bewandnis. Rudolf Valentino machte daraus seinen letzten Film, die Verkörperung der Hauptgestalt des Romans war seine letzte Rolle. Eine junge Engländerin unternimmt auf eigene Faust eine Expedition in die Wüste und wird von ihrem Führer einem Scheich in die Hände gespielt, der sie in seinem Harem festhält. Mit einem Male blühen Abenteuer um die kleine Lady auf, die sie in ihren ehrsüchtigen Träumen nicht geahnt hätte. Sie flieht, wird wieder eingefangen, von einem fremden Stamme geraubt und von dem Scheich wieder gerettet. Gemeinsame Gefahren und Erlebnisse fesseln beide aneinander, vergessen ist die Heimat, vergessen sind die Freunde in Stadt und Smoking, und über alle Vorurteile von Stand und Rasse hinweg reicht die kühnere Amazone ihrem Scheich die Hand. Exzentrisch, sehr, sehr abenteuerlich, aber spannend und unterhaltsam.

* Ch. Kearton: „Mein Freund Toto“, eingeleitet von John Hagenbeck. (Williams u. Co., Verlag, Berlin-Charlottenburg.) Wie dem Erzähler der Affe Toto mitten im afrikanischen Urwald geschenkt wird; wie der Schimpanse sich mit allerhand hochwichtigen Kulturangelegenheiten vertraut macht: mit dem Waschen, dem Zähneputzen, dem Rauchen und — dem Wäschewaschen; wie er aus einem Kampf mit Hunden siegreich hervorgeht und vor einer Herne schmählich davonläuft; wie er seinen Freund, den Verfasser, in einer schweren Krankheit pflegt; all dies und noch vieles weitere und Rührende kann uns so warm und erwidern nur von Einem erzählt werden, der meint, daß das Leben eines Schimpansen im afrikanischen Urwald „jedenfalls eine der schönsten aller vorstellbaren Existenzen“ sei.

* Philipp Berges: „Wunder der Erde“, (F. A. Brockhaus in Leipzig.) In bunter Mannigfaltigkeit ziehen Figuren und Gestalten ferner Zonen, frisch und lebendig geschildert, an unseren Augen vorüber: Indien mit seiner felsen eindrucksvollen Architektur und den noch eigenartigeren Volksitten, die Inseln der Seligen, Tahiti und Eimeo, die Stadt der Hochtroten Kolombo, die einstmaligen deutschen Südseeinseln, Traumträume auf dem Stillen Ozean, Schlendertage in Japan und China, eine Fahrt mit dem „Großen Überländer“ quer durch Amerika, das ist eine kurze Blütenlese aus dem Inhalt. Wie alle Bände der Reihe „Reisen und Abenteuer“, so ist auch dieser Band in ganz besonderem Maße für die Jugend bestimmt und auch geeignet, denn Berges schildert packend und eindrucksvoll.

* „Meggendorfer Blätter“, Zeitschrift für Humor und Kunst, 2. Halbjahr 1926. (Verlag J. F. Schreiber, München.) Der vorliegende zweite Halbjahrsband der „Meggendorfer Blätter“ für 1926 ist — wie alle seine Vorgänger — ein neuer Beweis für das unermüdete Streben des Verlags, ohne Beeinflussung durch politische Zeitströmungen und ohne Anleihen aus dem Gebiet der Pikanterie und Zweideutigkeit, ein Familienwitblatt, das lediglich jenem Humor zu dienen hat, der allen Lesern Heiterkeit und Freude bereitet. Der literarische Teil, der gepfelegte Prosa und Gedichte heiteren und satirischen Inhalts bringt, behandelt mit Lust und Humor die komischen Seiten des alltäglichen Lebens und beleuchtet in witzigen Glossen aktuelle Tagesereignisse. Dazu haben es die „Meggendorfer Blätter“ verstanden, sich einen ausgezeichneten Stab künstlerischer Mitarbeiter zu sichern, dessen Beiträge an Bildern, Zeichnungen und Karikaturen in jeder Weise hervorragend sind. Die Ausstattung des vorliegenden Bandes in Druck, Reproduktion und Material ist wieder erstklassig.

* „Einführung in die experimentelle Psychologie“. Von Prof. Dr. R. Vaukt. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Das Buch des Münchener Psychologen ist eine leichtverständliche erste Einführung in die experimentelle Psychologie. Sie wendet sich an alle, die sich ernstlich damit beschäftigen wollen und löst ihre Aufgabe in glücklicher Weise durch eine Klärung des Wesens des psychologischen Experiments. Es ist dabei von größtem Interesse, daß zahlreiche wichtige Ergebnisse aus der jüngsten Zeit berücksichtigt sind. Zur Veranschaulichung dieser Ausführungen ist eine Reihe von Übungsbeispielen und Schulversuchen mitgeteilt, wie sie ohne Behelfe an Apparaten und Versuchsanordnungen von jedermann ausgeführt werden können, wobei auch an Vorführungen in Schulen, Seminaren und Vorlesungen gedacht ist.